



13624

56. bak-Seminartag Gera –
Zukunftsfähige
Lehrkräftebildung gestalten

Lars Hoffmann/Pauline Schröter/Alexander
Groß/Svenja Mareike Schmid-Kühn/Petra
Stanat (Hrsg.): Das unvergleichliche Abitur.
Entwicklungen - Herausforderungen -
Empirische Analysen. Bielefeld: wbv 2022. 340
Seiten. ISBN 978-3-7639-7056-8.

Zitiervorschlag: *Seelhorst, Bernhard (2023). Rezension: Das
unvergleichliche Abitur. SEMINAR, 29(1), 154-157. Bielefeld: wbv.*
<https://doi.org/10.3278/SEM2301W002>



E-Journal Einzelbeitrag
von: Bernhard Seelhorst

Rezension: Das unvergleichliche Abitur

aus: 56. bak-Seminartag Gera – Zukunftsfähige Lehrkräftebildung
gestalten (SEM2301W)
Erscheinungsjahr: 2023
Seiten: 154 - 157
DOI: 10.3278/SEM2301W002
Dieses Werk ist unter folgender Lizenz veröffentlicht: Creative
Commons Namensnennung-Share Alike 4.0 International

Lars Hoffmann/Pauline Schröter/Alexander Groß/Svenja Mareike Schmid-Kühn/Petra Stanat (Hrsg.): Das unvergleichliche Abitur. Entwicklungen – Herausforderungen – Empirische Analysen. Bielefeld: wbv 2022. 340 Seiten. ISBN 978-3-7639-7056-8. 49,90 Euro (auch als E-Book erhältlich).

Der höchste in Deutschland erreichbare und begehrteste Schulabschluss, das Abitur, ist schon seit langem Gegenstand vieler Debatten: Inwieweit sind die Anforderungen von Bundesland zu Bundesland, aber auch von Schule zu Schule vergleichbar? Ist der Erwerb des Abiturs zentral oder dezentral zu organisieren bzw. sind dann förderale Besonderheiten gerade mit Blick auf die Frage vergleichbarer Qualität nicht obsolet? Wird das Abitur nicht eher inflationär vergeben und beschleunigt das nicht die vielfach beklagte, zunehmende Akademisierung oder gar Pseudo-Akademisierung der Berufswelt? Wenn das Gymnasium die Schule für alle darstellt, worin besteht dann noch der besondere Wert des Abiturs und kann es dann überhaupt noch exklusiv studienvorbereitend sein? Zeigt im Gegenteil das Abitur bzw. der Kreis derer, die es anstreben oder nicht anstreben, nicht nach wie vor Chancenungleichheiten im Bildungssystem an?

Alles das sind Fragen, die oftmals, obwohl das Abitur durchaus ein Thema bildungswissenschaftlicher Forschung bildet, eher gefühlt als informiert und (empirisch) begründet beantwortet werden – und sind in höchstem Maße abhängig von der Perspektive derjenigen, die sie beantworten. Gymnasiallehrkräfte tendieren dazu, den Verfallsdiagnosen des Abiturs zuzustimmen (wobei die gerne geführte Klage über die vielen „nicht-gymnasialen Schülerinnen und Schüler“ an Gymnasien meistens nicht für die eigenen Kinder gilt). Hochschulen klagen über unzureichend auf ein Studium vorbereitete Abiturientinnen und Abiturienten und verdrängen, dass vielfach die Lehre eher als lästiges Begleitgeschäft behandelt wird. Vertreter der Wirtschaft heben den verstärkten Bedarf hochqualifizierter Arbeitskräfte hervor und meinen damit eine möglichst direkte Verwertbarkeit eines Abiturs. Politik und Gesellschaftswissenschaften betonen gerne mit Blick etwa auf Migration und soziale Disparitäten, dass das Abitur eher bestimmte Schichten ausschließt und Ungleichheiten verschärft und vergessen, dass nicht nur soziale Bedingungen, sondern auch individuelle Anstrengungen darüber entscheiden, wer das Abitur erlangt und wer nicht.

Vor dem skizzierten Hintergrund ist es erfreulich, dass ein Band erschienen ist, der das Abitur ausgehend von bisherigen Erkenntnissen dazu einer facettenreichen Betrachtung unterzieht. Im kürzeren Teil I mit vier Beiträgen (er umfasst immerhin ein Drittel des Bandes) werden unter der Überschrift „Entwicklungen und Strukturen“ die Geschichte und aktuelle Entwicklungen des Abiturs sowie ein Vergleich des Abiturs zwischen den Bundesländern wie mit Blick auf andere Staaten thematisiert. Im Teil II werden unter „Empirische Analysen“ genau diese geliefert zu Aufgabenformaten und zur Bewertungspraxis. Das Schlusswort („Zur Vergleichbarkeit von Abiturnoten: Eine kritische Zwischenbilanz“) steuert Eckhard Klieme bei.

Zum Teil I: Klaus Klemm zeichnet die Geschichte des Abiturs vom preußischen Abiturreglement von 1788 bis in die Gegenwart nach. Klagen über nicht studierfähige

Kandidaten und allzu bereitwillige Aufnahme dieser durch die Universitäten führten zu dem Reglement. Die mangelnde Eignung von Studenten bzw. Mahnungen vor zu vielen Akademikern bilden also bereits seit dem 18. Jahrhundert den zentralen Topos aller Diskussionen um das Abitur. Da man den Universitäten eine entsprechende Steuerung nicht zutraute, sollte das über ein staatliches Abitur erfolgen. Interessanterweise wurden dann aber im 19. Jahrhundert mit einer zunehmenden Anzahl von Gymnasien, Realgymnasien und Oberrealschulen (bei gleichzeitiger Ausdifferenzierung des Fächerkanons) und der Gründung von Hochschulen die Möglichkeiten, das Abitur zu erwerben und zu studieren, ausgeweitet. Gleichzeitig verstummten die Klagen über zu viele Studenten – Studentinnen fielen quantitativ lange nicht ins Gewicht – und deren Eignung nicht. In der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts erlebten dann mit den reformbewegten 1960ern und 1970ern die Möglichkeiten, das Abitur zu erwerben, einen enormen Schub, von dem nunmehr auch zunehmend junge Frauen profitierten. Parallel dazu nahmen die Klagen über zu viele und nicht immer geeignete Studierende abermals zu. Das stellt für Klemm eine der „bemerkenswerten Kontinuitäten“ (S. 36) in der Geschichte des Abitur dar – ebenso wie die Tatsache, dass der Erwerb des Abiturs und die Aufnahme eines Studiums nach wie vor geschlechts- und vor allem schichtspezifische Barrieren bereithält.

Lars Hoffmann, Pauline Schröter und Petra Stanat wenden sich dann den aktuellen Entwicklungen in Sachen Abitur zu, die sie gekennzeichnet sehen durch eine zunehmende Standardisierung der Prüfungen und Vereinheitlichung der länderspezifischen Regelungen. Sie ziehen dabei eine Linie von der Neuordnung der Oberstufe in den 1970ern, über die Etablierung des Zentralabiturs, den Einheitlichen Prüfungsanforderungen (EPA), den Standards für das Abitur bis zu den gemeinsamen Abituraufgabenpools der Länder. Letztere alleine garantieren aber noch keine Vergleichbarkeit. Die Frage, wie konsequent die Länder Absprachen auf Bundesebene umsetzen, stellt eine weitere Variable dar. Die Effekte gemeinsamer Aufgabenpools wären auf jeden Fall zu evaluieren. Die Debatte um die Vergleichbarkeit des Abiturs betrachten sie als „zentrale[n] Treiber“ (S. 40) für alle Standardisierungsbestrebungen der vergangenen Jahrzehnte.

Die Ergebnisse einer Analyse der zentralen Dokumente der Länder zu den Abiturprüfungen stellen Svenja Mareike Schmid-Kühn und Alexander Groß vor. Der Kanon der (verpflichtenden) Fächer, Belegverpflichtungen, Anforderungsniveaus, die Anzahl und Art der abzulegenden Prüfungen, Festlegungen zur Korrektur- und Bewertung etc. geraten so in den Blick. Zusammenfassend kommt das Duo Schmid-Kühn und Groß zu dem Schluss, dass „die Abiturdurchschnittsnote insgesamt auf Basis heterogener Strukturvoraussetzungen zustande kommt“ (S. 84) und von daher nicht die Vergleichbarkeit im Sinne von *Gleichartigkeit* die zentrale Frage darstellt, sondern die der Vergleichbarkeit im Sinne von *Gleichwertigkeit*.

Der letzte (teilweise englischsprachige) Beitrag im Teil I von Pauline Schröter, Lars Hoffmann und Svenja Mareike Schmid-Kühn ist besonders interessant, da er Prüfungssysteme bzw. die des Erwerbs von Hochschulzugangsberechtigungen in Irland

mit strikt zentralen Prüfungen, den Niederlanden mit teilweise zentralen, teilweise dezentralen Prüfungen, der Schweiz mit dezentralen Prüfungen und Australien mit zentralen Prüfungen der einzelnen Bundesstaaten bzw. Territorien vorstellt. Das erfolgt vor allem über Interviews mit zentralen Akteuren. Tabellarische Übersichten und Visualisierungen ermöglichen es nachzuvollziehen, wie Prüfungen in den Ländern jeweils organisiert sind und wie Prüfungsergebnisse zustande kommen. Es gibt keine weiteren Einschätzungen oder Kommentare. Leserinnen und Lesern werden schlicht und einfach Ideen präsentiert, wie Prüfungen, unabhängig davon, wie groß oder gering die Grade von Standardisierung und Autonomie ausfallen, alternativ angelegt werden können.

Zum Teil II: Hier werden in sechs Beiträgen empirische Ergebnisse präsentiert. (1) Bezüglich der Gemeinsamen Aufgabenpools der Länder in den Fächern Deutsch, Englisch, Französisch und Mathematik wird für die Jahre 2017 und 2019 festgestellt, dass nur geringe Unterschiede bestehen zwischen den landeseigenen und den aus dem Pool entnommenen Prüfungsaufgaben bzw. Unterschiede sich zunehmend zu verringern scheinen. Demnach haben die gemeinsamen Aufgabenpools durchaus ein Stück weit für mehr Vergleichbarkeit bei den Abituraufgaben gesorgt. Daneben werden (2) Ergebnisse dazu vorgelegt, wie die Einführung des Gemeinsamen Aufgabenpools als Instrument der Standardisierung auf den verschiedenen Ebenen von der Ministerialbürokratie bis hinunter in den Schulen implementiert worden sind. Dass dabei die verschiedenen Handlungslogiken und Traditionen, zumal vor dem Hintergrund der Kulturhoheit der jeweiligen Länder, die Gefahr von Unwuchten und Reibungsverlusten bedeutet, dürfte nicht allzu überraschend sein.

Einer (3) historischen Betrachtung für die Zeit von 1882–1972 werden „Abiturprüfungspraxis und Abituraufsatz“ (so der Titel) im Fach Deutsch unterzogen, die neben allen Veränderungen auch „frappierend anmutende Kontinuitäten“ (S. 181) ans Licht bringt. Unterforderung vs. Überforderung, abfragbares Fachwissen vs. Darstellungsfähigkeit, Studierfähigkeit bzw. fachliche Ziele vs. allgemeinbildende Ziele, Normierung durch Vorgaben vs. Konzepte der Deutschlehrkräfte – entlang dieser Wegmarken wird die Geschichte des Deutschabituraufsatzes nachgezeichnet (mit Debatten mit durchaus auch heute noch vertrauten Mustern). Die Vergleichbarkeit von Bewertungen von Prüfungsarbeiten im Fach Deutsch (4) bilden das Thema eines weiteren Beitrags, der holistische und analytische Bewertungsmodelle gegenüberstellt mit dem Ergebnis, dass es keine sonderlich gravierenden Unterschiede gibt, nach welchem Modell bewertet wird. Dennoch zeigt sich, dass die Auslegung von Bewertungskriterien durch die jeweilige Lehrkraft differieren und es der Verständigung darüber bedarf.

Provozierend fragt (5) der vorletzte Beitrag „Und wenn man die Abiturprüfungen einfach ausfallen ließe?“ Im Mittelpunkt steht die Präsentation der Ergebnisse von drei Studien zu den Unterschieden zwischen Prüfungsnoten und den Kursnoten der Qualifikationsphase. Ausgangspunkt ist die während der Corona-Epidemie aufgekommene Forderung, ein Anerkennungsabitur nur auf Grundlage der Kursnoten und unter Verzicht auf Abiturprüfungen zu vergeben. Für 2017 und 2019 wurden die in der

Qualifikationsphase erbrachten Leistungen mit denen der Abiturprüfungen in den Fächern Deutsch, Englisch und Mathematik verglichen. Für das Fach Mathematik wurden dabei die größten Unterschiede zwischen Abitur- und Kursnoten ermittelt, gefolgt vom Fach Deutsch. Deutlich geringer fielen die Unterschiede im Fach Englisch aus. Aber ebenso waren Unterschiede zwischen den Ländern zu verzeichnen. Desweiteren wurde für Thüringen untersucht, inwiefern die Oberstufenreform 2009 zu Unterschieden führte. In dem Fall haben sich Kurs- und Abiturnoten nach der Reform verbessert. Und schließlich wurde für Berlin untersucht, ob ein Abitur nur auf Grundlage der Kursnoten zu besseren Ergebnissen geführt hätte als ein Abitur mit Prüfungsarbeiten. Ersteres wäre demnach in der Tat der Fall gewesen, würde aber relativiert durch den Gesamtverrechnungsmodus. Insgesamt kann also festgehalten werden, dass Abiturnoten schlechter als Kursnoten ausfallen, man jedoch nicht von einer Noteninflation sprechen kann.

Der letzte Beitrag (6) im Teil II geht vor dem Hintergrund zahlreicher Klagen der Hochschulen über die mangelnde Studierfähigkeit auf die mathematischen Kompetenzen von Studierenden zu Studienbeginn ein und gleicht für das Land Schleswig-Holstein ab, ob und inwiefern die seitens der Hochschulen erwarteten Kenntnisse und Fähigkeiten den in der Schule vermittelten entsprechen. Erwartungsgemäß wird eine Passungslücke festgestellt. Die Verfasser des Beitrags weisen aber unter anderem darauf hin, dass der gymnasiale Mathematikunterricht nicht nur angehende Studierende der MINT-Fächer im Blick haben kann, von daher ist die Forderung, Schulen müssten für das Schließen der Passungslücke sorgen, zu kurz gegriffen.

Im Schlussbeitrag geht Ekkehard Klieme darauf ein, inwiefern Vergleichbarkeit überhaupt im Kontext von Schule und Unterricht legitim und erzielbar ist. Er unterstützt Maßnahmen, die für ein Mehr an Standardisierung und Vergleichbarkeit sorgen, vor allem vor dem Hintergrund, dass die Beurteilung von Prüfungsleistungen letztendlich in Händen von Lehrkräften verbleibt und keine anonymen Testverfahren bemüht werden. Dass eine vollständige Vergleichbarkeit im Sinne eines „Entweder-Oder[s]“ (S. 382) erreicht werden kann, hält er für eine Illusion, einen „Grad der Vergleichbarkeit“ (ebd., Hervorhebung im Original) herzustellen, betrachtet er als sinnvoll. Wie schwierig allein das schon ist, zeigen die Beiträge des Buchs deutlich. Das Abitur bleibt „unvergleichlich“, aber ist nicht prinzipiell unvergleichbar. Allen, die auf schulischer, behördlicher oder bildungspolitischer Ebene mit dem Abitur befasst sind, kann das Buch nur empfohlen werden – aber auch den an Bildungsfragen Interessierten, die informiert und mit differenzierten Argumenten die Debatten um das Abitur verfolgen möchten.

Bernhard Seelhorst
Redaktion SEMINAR